

HORST MÖLLER

## BEWAHRUNG UND MODERNITÄT

Zum historiographischen Werk von Thomas Nipperdey

Am 14. Juni 1992 ist Thomas Nipperdey nach langem Kampf seinem schrecklicher und schrecklicher werdenden Leiden erlegen. Den dritten und abschließenden Band seiner monumentalen Geschichte des „langen“ – von Napoleon bis zum Ende des Ersten Weltkriegs reichenden – 19. Jahrhunderts konnte er, wie er es 1989 im Nachwort zum zweiten Band gewünscht hatte, noch der verheerenden Krankheit abtrotzen: „Ich hoffe, daß Gott mir Kraft und Zeit gewährt, auch den letzten Band in etwa drei Jahren zu vollenden.“ Diese Kraft aufzubringen, kostete ihn unendliche Mühe, ließ ihn aber auch in dem Bewußtsein sterben, das Seine gegeben zu haben. Die tiefe Befriedigung, ein Werk vollendet zu haben, das große Vorgänger wie Heinrich von Treitschke und Franz Schnabel nicht zum Abschluß gebracht hatten, schließlich die Nachricht, für das soeben fertiggestellte Gesamtwerk mit dem Preis des Historischen Kollegs ausgezeichnet zu werden, mochten Trost spenden. Viel zu früh ist Thomas Nipperdey vierundsechzigjährig gestorben, unersetzbar für seine Familie, unersetzbar auch für die deutsche Geschichtswissenschaft, zu deren führenden Repräsentanten im 20. Jahrhundert er zählte; doch war sein Lebenswerk vollendet, als er die Summe der heutigen Forschung zur deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert gezogen hatte. Denn dies war trotz anderer bedeutender Leistungen, die er für sein Fach und die historisch-politische Bildung der Deutschen erbracht hat, sein eigentliches, sein tiefstes wissenschaftliches Anliegen: das „bürgerliche“ Zeitalter, das er liebte – wie er in der eindrucksvollen Rede zu seinem 60. Geburtstag sagte –, für unsere Zeit zu vergegenwärtigen.

Vergegenwärtigung des 19. Jahrhunderts, der Welt der Väter und mehr noch der Großväter, war ein wissenschaftliches und ein politisches Ziel, zugleich aber ein biographisches: der Gelehrtensohn und Bildungsbürger, der er war und der er sein wollte, bekannte sich in einer Zeit, in der die Intellektuellen einmal mehr antibürgerlichen Affekten frönten, in der nicht wenige Historiker nahezu eineinhalb Jahrzehnte lang die Meinung vertraten, Sozialgeschichte sei nur die Geschichte der Unterschichten, zum Bildungsbürgertum. Und dieses ebenso reflektierte wie dezidierte Bekenntnis hieß für Nipperdey in der großen Tradition des Historismus Goethes Maxime radikal ernstzunehmen, derzufolge Bildung heiße, Anderes so aufzunehmen, wie es gegeben ist – eben als das Andere, nicht aber als Projektion eigener Vorstellungen auf Fremdes: Nicht Reproduktion der „Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln“, bildete für Nipperdey die Aufgabe des Geschichtsschreibers, sondern die nie endende Annäherung an den Geist früherer Epochen, die mehr und anderes sind, als die Fragen, die spätere an frühere Generationen stellen.

Hatte Dolf Sternberger einst „Gerechtigkeit für das 19. Jahrhundert“ gefordert, so predigte Nipperdey immer wieder „Gerechtigkeit für die Väter und Großväter“, die zugleich eine Bereicherung der Gegenwart durch den unendlichen Reichtum der Vergangenheit be-

wirkt. In einer Zeit, die auf schnelle Verwertung aus ist, die den Umweg scheut, der, wie Hegel erkannte, der Weg des Geistes ist, lag in solchem Postulat eine Herausforderung der von ihm spöttisch so genannten „Relevantiner“, die sich nicht vorstellen könnten, daß an Geschichte mehr interessant ist, als für die Gegenwart verwertbar ist und ihrer eigenen – begrenzten – Vorstellung entspricht. So verstanden, war Nipperdey ein Bildungsbürger im Sinne des neuhumanistischen Bildungsideals, ein Bürger auch, dessen Bildungshunger nie zu stillen war. Gehörte er deshalb der „Welt von Gestern“ an, war er „altmodisch“? Das Etikett störte ihn wenig, wenn es seinerseits aus bloß „neumodischer“ Perspektive kam. Wissen wollen, wie es eigentlich gewesen, überhaupt viel, unendlich viel wissen wollen, das war bürgerliches Erbe, das er bewußt verkörperte.

Doch dies war nur die eine Seite, begann Nipperdeys wissenschaftlicher Weg doch nicht mit der Empirie, sondern mit der Methodologie, mit der Reflexion über Grenzen und Möglichkeit historischer Erkenntnis. Ein Mann, der wie nur wenige die Geschichte der Historiographie kannte, konnte keiner naiven Wissenschaftsgläubigkeit huldigen, konnte sich keinen Illusionen über die Zeitgebundenheit auch historischer Aussagen hingeben, konnte nicht glauben, daß die eigene Generation von den Irrungen und Wirrungen verschont bleibe, die die Historiker so leicht bei anderen und so schwer bei sich selbst, in der eigenen Zeit, erkennen. Der fundamentale erkenntnistheoretische Zweifel, angestoßen durch die Erfahrungen des ideologieverhangenen 20. Jahrhunderts, machte ihn zum Skeptiker: klug nicht für ein ander Mal, sondern klug für heute. Das ist selten. „Ich bin nicht so optimistisch, daß wir in diesem Sinne viel aus der Geschichte lernen werden, die Mächte des Lebens und andere Lebensdeutungen sind stärker. Aber ich bin sicher, daß wir ohne die Stimmen der Vergangenheit, die die Historiker zu Gehör bringen, und ohne meine drei Tugenden – Neugier, Skepsis, Sinn für das Erbe – keine *menschliche* Zukunft haben werden. Wir brauchen Vergangenheit und den Sinn für Vergangenheit.“

Nein, altmodisch im Sinne unreflektierter, durch historische Erfahrung und Kenntnis moderner Problemstellung unbelasteter Geschichtsschreibung ist Nipperdey ganz und gar nicht gewesen. Im Gegenteil: In den sechziger Jahren zählte er lange vor dem Einsetzen des breiten Stroms modisch-kritischer „Hinterfragung“ zu den ersten, sehr prinzipiell ansetzenden Kritikern traditioneller Geschichtsschreibung und jeglicher naiv-affirmativer Geschichtsbetrachtung. Er reflektierte damals die „anthropologische Dimension der Geschichtswissenschaft“, „Relevanz“ und „Historismuskritik“. Er kritisierte, die traditionelle Geistesgeschichte habe die anthropologische Dimension „verfehlt und verkürzt“, zugleich aber analysierte er die Grenzen der Sozialgeschichte, während er selbst von der Prämisse ausging, daß sich „die menschlich-historische Welt in einem Dreiecksverhältnis von Gesellschaft, Kultur und Person konstituiert“, die in „wechselseitiger Interdependenz“ stünden. Auch der damaligen Definition von Habermas, Geschichte werde durch Arbeit, Herrschaft und Sprache konstituiert, stand Nipperdey nahe. Er war wohl derjenige Historiker, der während der sechziger Jahre in Deutschland als einziger über eine umfassende Kenntnis aller für die Neubestimmung der Geschichtswissenschaft als „Hilfswissenschaften“ notwendigen Nachbardisziplinen, von der Soziologie bis zur Volkskunde, von der philosophischen Anthropologie bis zur Psychologie, verfügte. Und es war kein Zufall, daß er es war, der für die Neubearbeitung des „Dahlmann-Waitz“ (1968) den großen Abschnitt „Gesellschaft“ zusammengestellt hatte.

Mentalitätsgeschichte, Familiengeschichte, Sozialgeschichte der Frau, Geschichte der Jugend und der Erziehung, Geschichte der Urbanisierung, Begriffsgeschichte, „Gesellschaftsgeschichte“ überhaupt – all das, was später aktuell, ja modisch und ohne selbstkritische Di-

mension betrieben wurde, findet sich als reflektiertes Forschungsprogramm bereits in Thomas Nipperdeys Anthropologie-Aufsatz von 1968. Was damals und auch später in seinem Werk eher fehlte, zählt auch heute nicht zu den gängigen Themen des Fachs, so zum Beispiel die klassischen Disziplinen der Staatenbeziehungen und der Außenpolitik, die in seinen früheren Arbeiten gar keine Rolle spielten, in seiner Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts im ersten Band kaum zehn Prozent der Darstellung beanspruchen und nun erst im dritten größeren Gewicht erhalten. Dies hat zwar auch einen sachlichen Grund, da die beiden ersten Bände von der Lebenswelt, nicht der Staatenwelt her konzipiert sind und während der Zeit des Deutschen Bundes aus der deutschen Perspektive die zwischenstaatlichen Beziehungen des europäischen Staatensystems zurücktraten. Doch entspricht sein Themenspektrum einer gewollten Akzentsetzung, die den programmatischen Anspruch von 1968 einlösen sollte. Diese Akzentuierung war im übrigen dadurch vorgegeben, daß Nipperdey bei aller reichen Kenntnis auch außerdeutscher Entwicklungen sein geschichtswissenschaftliches Werk auf die deutsche Geschichte konzentrierte. Und ebenso auffallend ist, daß bei ihm, auch in seinen Aufsätzen, ein Genre völlig fehlt, das mit guten Gründen (in anderen europäischen Ländern ungebrochen) zu den klassischen Domänen der Geschichtswissenschaft zählt: die historische Biographie – gelte sie nun einem Staatsmann oder einer anderen bemerkenswerten Persönlichkeit. Die wenigen Aufsätze, die im Titel einen biographischen Bezug andeuten, die über Thomas Müntzer, Thomas Morus und Carl Bernhard Hundeshagen, sind alle vom überindividuellen Problem, nie aber von der Person her konzipiert, sind immer analytisch, nie narrativ. Kein Zweifel: Methodisch wie thematisch gehörte Nipperdey zu den „moderni“, nicht den „antiqui“ der Geschichtswissenschaft – und dies nicht allein in seinen wissenschaftlichen Anfängen.

Ausschlaggebend waren dafür bereits biographische Gründe, debütierte Thomas Nipperdey doch nicht als Historiker, sondern als Philosoph. 1927 als Sohn eines der führenden deutschen Juristen in Köln geboren, studierte Nipperdey nach dem Abitur 1946 in Göttingen, Köln und Cambridge/England Philosophie, Geschichte und Germanistik, bevor er 1953 in seiner Vaterstadt bei Bruno Liebrucks – der später Ruhm als Sprachphilosoph gewann – aufgrund einer Dissertation über „Positivität und Christentum in Hegels Jugendschriften“ promoviert wurde. Zur Geschichtswissenschaft fand der Sproß alter, bis zum berühmten-berühmten Juristen Benedikt Carpzov im 17. Jahrhundert zurückreichender Gelehrtenfamilien eher zufällig.

Der passionierte Cellist und Pianist gehörte – unter anderem mit Kurt Kluxen und Wolfgang Martens – zum Kölner Musikzirkel von Theodor Schieder, der nach der Promotion um Rat gefragt, dem jungen Doktor der Philosophie zur Geschichte riet. Er folgte dem Rat, aber auf charakteristische Weise: Der junge Nipperdey, durch die Bildungswelt eines Gelehrtenhaushalts geprägt, durch die Zeit als Flakhelfer am Ende des Krieges erstmals mit den sperrigen Realitäten dieser Welt konfrontiert, ging bis zur Vollendung seines Lebenswerks auf charakteristische Weise immer wieder diesen Weg: von philosophischer Reflexion zur historischen Realität, er konzipierte Geschichte vom Denken her. Durch Hegel und die Philosophie des deutschen Idealismus gewiesen, war sein Ziel allzeit die „begriffene“ Geschichte, wenngleich die früheren Arbeiten dieses Charakteristikum stärker erkennen lassen als die späteren, die programmatischen eher als die realisierenden. Und zudem: Theodor Schieder, der von den späten fünfziger bis zu den siebziger Jahren zum einflußreichsten deutschen Neuhistoriker wurde, zählte damals zu denen, die in zahlreichen Vorträgen, Essays und Aufsätzen Methodenprobleme des Fachs analysierten, die Berührungen und Differenzen zwischen sozialwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Disziplinen

ausloteten, individualisierenden und typologisierenden Zugang zu historischen Phänomenen beschrieben. Schieder gehörte in diesen Jahren ohne Zweifel zu den anregendsten deutschen Historikern, zu dessen Forschungsschwerpunkten – wie später für Nipperdey – das 19. Jahrhundert zählte; er bildete zwar keine Schule, hatte aber mehr später im Fach reüssierende Schüler als jeder andere Neuhistoriker der Nachkriegszeit. Charakteristisch für diese Schüler war neben der Qualität ihrer Arbeiten vor allem die völlige methodische, thematische und (wissenschafts-)politische Unterschiedlichkeit, die Theodor Schieders intellektuelle Toleranz als akademischer Lehrer bezeugte und die auch auf Nipperdeys geschichtswissenschaftliche Maximen nachhaltig einwirkte.

Nipperdey ließ sich auch von den programmatischen Studien Schieders zur Parteiengeschichte anregen. In dem Bewußtsein, als Philosoph könne er nur dann zum „richtigen“ Historiker werden, wenn er nicht etwa ein ideengeschichtliches Thema für die Habilitationsschrift wähle, sondern eins, das empirische Forschung erforderte, gelangte Nipperdey zu seinem ersten großen Forschungsfeld, der Parteien- und Verbandsgeschichte, die er mit den damals modernsten methodischen Kategorien, unter anderem organisationssoziologischen, anging. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter des Max-Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen kam er erneut in enge Berührung mit dessen Direktor Hermann Heimpel, einem der repräsentativen Mediävisten, der in glänzenden Essays immer wieder über Geschichte und Gegenwart nachdachte und bei dem Nipperdey „nach dem Kriege zuerst und in langen Jahren der Zusammenarbeit immer wieder Faszination und Disziplin im Umgang mit der Vergangenheit und dem 16. Jahrhundert zumal erfahren“ hat.

In Göttingen erarbeitete er unter der Ägide von Richard Nürnberger und im Auftrag der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der Politischen Parteien seine Habilitationsschrift „Die Organisation der deutschen Parteien vor 1918“, die – 1961 erschienen – bis heute ein Standardwerk zur deutschen Parteiengeschichte und zum Kaiserreich geblieben ist. Dieses Werk und eine Reihe grundlegender Aufsätze zur Methodologie der Geschichtswissenschaft, zur Geschichte des 19. und des 16. Jahrhunderts wurden schnell zum Ausgangspunkt einer glänzenden wissenschaftlichen Karriere: Von 1961 bis 1963 Privatdozent in Göttingen, wurde er auf den Lehrstuhl für Geschichte an der Universität Karlsruhe berufen, den bis zu seiner Amtsenthebung 1936 Franz Schnabel und später Walther Peter Fuchs innegehabt hatten. Zu Nipperdeys Zeit gab es in Karlsruhe noch keinen Studiengang Geschichte, so daß er dort, wie er selbstironisch formulierte, der „Bildungsonkel“ war. Dies gab ihm einerseits Freiraum zu Vorlesungen außerhalb seines engeren Fachgebiets, zum Beispiel über die Geschichte der USA oder die Geschichte Lateinamerikas, zugleich aber die Möglichkeit, als Lehrbeauftragter in Heidelberg in die noch durch Max Weber und Karl Jaspers geprägte klassische Universität einzutauchen. Dort kam Nipperdey mit den wegweisenden Diskussionen des Kreises um Werner Conze in Berührung, aus dem sich sowohl eine sozialgeschichtliche Neuorientierung des Fachs als auch die spätere „Begriffsgeschichte“ entwickelte. Dem Heidelberger „Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte“ blieb er auch später verbunden.

Thomas Nipperdey, der damals – unter anderem auf Historikertagen – immer stärker als einer der jungen kritischen Geister der „Zunft“ hervortreten begann, erhielt nach drei Karlsruher Jahren gleich zwei Rufe: an die damals neugegründete Ruhr-Universität Bochum sowie auf einen der renommiertesten neuhistorischen Lehrstühle, demjenigen von Hans Herzfeld am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin, den er zum Wintersemester 1967/68 annahm. Die Entscheidung für Berlin hat seine geschichtswissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Überzeugungen entscheidend geprägt, wie er sei-

nerseits für die Berliner Universität für kurze Zeit eine der Leitfiguren wurde, deren Autorität unter den „Meineckianern“ auch Jahre nach seinem Weggang von Berlin noch ungebrochen blieb. Berlin aber wurde für ihn auch insofern karriereprägend, als er innerhalb weniger Jahre (die übliche Berufungssperre von drei Jahren existierte damals nur in Berlin nicht) ehrenvolle Rufe erhielt: nach Kiel als Nachfolger Alexander Scharffs, nach Hamburg als Nachfolger Egmont Zechlins, nach Köln als Nachfolger Adam Wandruszkas. Nipperdey lehnte sie alle ab, akzeptierte aber 1971 den Ruf auf den Münchener Lehrstuhl Walter Bußmanns – den alten Schnabel-Lehrstuhl. Auch in München erhielt er nochmals, 1980, einen Ruf: auf den Lehrstuhl Werner Conzes in Heidelberg, den er ebenfalls ablehnte.

Eine vergleichbare Berufungsbilanz hat kein anderer Neuhistoriker aufzuweisen, wie auch die Berufung in zahlreiche der angesehensten gelehrten Gesellschaften die immer breiter werdende Anerkennung des großen Historikers bezeugt: So war er Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der Politischen Parteien, der Historischen Kommission zu Berlin, seit 1985 der American Academy of Arts and Sciences, schließlich auch der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zu den zahlreichen Ehrungen, die er erhielt, gehörte gleich nach Erscheinen des ersten Bandes seiner ‚Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert‘ der Historikerpreis der Stadt Münster 1984, dann das Bundesverdienstkreuz I. Klasse 1989 und der Bayerische Verdienstorden 1992. Obwohl kein Zeithistoriker im engeren Sinne, verdankt auch die Zeitgeschichte ihm viel; dem Institut für Zeitgeschichte war er fast zwei Jahrzehnte als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats und mehr als ein Jahrzehnt als dessen Stellvertretender Vorsitzender eng verbunden.

Was also bedeutete Berlin für das wissenschaftliche, vor allem aber das wissenschaftspolitische Profil von Thomas Nipperdey? Zunächst einmal erhielt er am größten deutschen historischen Universitätsinstitut einen Wirkungsraum, der ihm bis dahin gefehlt hatte. Er kam an ein Institut, in dem sich wissenschaftliches und hochschulpolitisches Engagement von selbst verstanden, an die Universität einer in ihrer politischen Sensibilität – und natürlich auch durch ihre weltpolitische Bedeutung – in diesen Jahren einzigartigen deutschen Großstadt, einer im Osten eingeklemmten westlichen Metropole, die sich vom beschaulichen Göttinger oder Heidelberger Parnaß fundamental unterschied. Nipperdey kam schließlich in eine durch die Studentenbewegung geistig und politisch erregte Stadt, deren Universitäten in vollem Aufbruch waren, ohne daß das Ergebnis zu diesem Zeitpunkt schon feststand. Und nicht zu vergessen: Er kam an ein Institut, das in den knapp zwanzig Jahren seines Bestehens nicht allein eine große Zahl führender deutscher Historiker zu versammeln gewußt hatte, sondern in dem das Gespräch zwischen Lehrenden und Lernenden die Regel war. Der Studiengang des Meinecke-Instituts war der modernste in Deutschland, seine Kontakte zur amerikanischen Historiographie waren schon seit den frühen fünfziger Jahren institutionalisiert.

Thomas Nipperdey ließ sich sofort auf den intensiven wissenschaftlichen und politischen Austausch mit Kollegen und Studenten ein; im „Barkeller“ des Instituts in der Dahlemer Altensteinstraße, in dem zweimal in der Woche bis tief in die Nacht heftige Kontroversen ausgetragen wurden, bildete er schnell den intellektuellen Mittelpunkt. Wie kein zweiter der damaligen Geschichtsprofessoren kannte er Hegel, Marx, die „Kritische Theorie“ von Adorno, Horkheimer und Herbert Marcuse bis zu Ernst Bloch; dessen ‚Abriß der Sozialutopien‘ im „Prinzip Hoffnung“ fand er schlecht, und er konnte diese Kritik so fundiert begründen, daß auch marxistische Studenten verunsichert wurden.

Solch intime Kenntnis war unter Historikern zumindest die Ausnahme, hatte natürlich auch mit seinen Studien über Thomas Morus, über „Theologie und Revolution bei Thomas

Müntzer“ oder über die „Reformation als Problem der marxistischen Geschichtswissenschaft“ zu tun, aber eben zugleich mit der subtilen Schärfe, mit der er die Grundlagen der Geschichtswissenschaft analysierte und über „Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ nachdachte.

Den marxistischen Studenten wurde er bald zum unentbehrlichen intellektuellen Widerpart – ein Professor, der sich auf ihre Fragen einließ, auf ihrer Abstraktionsebene die Dialektik der Argumentation meisterhaft beherrschte, dann aber doch zu einer eindeutigen Gegenposition gelangte. Den (wenigen) an solchen Diskussionen beteiligten nichtmarxistischen Studenten aber, den Assistenten und Kollegen, verhalf er zur wissenschaftsmethodischen und -politischen Orientierung; nicht zuletzt vermittelte er ihnen die Erfahrung, daß einer zu diesem Zeitpunkt noch differenzierteren und nicht brutalisierten Gesellschaftskritik auf gleichem, ja auf höherem Niveau entgegengetreten werden könne. Selbstverständlich erstreckten sich solche Kontroversen in nicht geringerem Maße auf Lehrveranstaltungen, in denen Nipperdey die eigenen Interessen mit denen der Studenten verband; so erinnere ich mich noch gut an seine ersten Oberseminare über „Die Französische Revolution und die Philosophie des Deutschen Idealismus“ oder „Probleme der Historiographie des 19. Jahrhunderts“, um nur diese zu nennen.

Die wissenschaftlich beginnenden, aber bald in den Strudel der Politisierung der Universität geratenden Diskussionen zwangen Thomas Nipperdey jedoch mehr und mehr, seinen eigenen wissenschaftlichen und politischen Standort klarer zu bestimmen. Als der Sozialdemokrat 1967 nach Berlin kam, siedelte er sich selbst auf der Linken an, sah sich – mit guten Gründen – als methodologisch „Progressiven“. Der Kampf gegen die Ideologisierung der Wissenschaft aber führte ihn schnell in die Mitte, die zunehmend als „konservativ“ abgestempelt wurde. Nipperdey lernte nun, politisch zu denken. So zählte er mit Richard Löwenthal, Hermann Lübke und seinem späteren Berliner Nachfolger Ernst Nolte – damals Professor in Marburg – zu den Begründern des „Bundes Freiheit der Wissenschaft“, engagierte sich mit Otto von Simson, Alexander Schwan und anderen in der „Notgemeinschaft für die Freie Universität“, verfocht gegenüber den Studenten die Notstandsgesetzgebung in der damals von dem SPD-Bundestagsabgeordneten Matthöfer vertretenen Form.

Den marxistischen Studenten wurde er mehr und mehr zum Ärgernis. Anfangs als intellektueller Gegner geschätzt, galt er nun einer nachrückenden, politisch radikaleren und intellektuell anspruchsloseren Studentengeneration – die anstelle des „Kapital“ marxistische Schulungshefte zu lesen begann – als Buhmann. An die Stelle von Argumenten traten nun Farbeier, die von Störtrupps während der Vorlesung gegen ihn geschleudert wurden, als er „Streikaufrufe“ ignorierte. Zu dieser Zeit waren die Störer schon zahlreicher als die Hörer, doch ließ er sich nicht beirren. Er setzte seine Vorlesung in dem Bedauern fort, daß ihn nur gelbe, keine doch viel schöneren roten Eier getroffen hätten. Klausuren mußte der Lehrkörper des Meinecke-Instituts in diesen Jahren gegen gewalttätige Störtrupps unter körperlichem Einsatz schützen, physische Verletzungen blieben nicht jedem erspart, Friedrich Zipfel wurde ein Arm gebrochen.

Thomas Nipperdey wurde in diesen Auseinandersetzungen mehr und mehr zum Kämpfer, der nun stärker als vorher wissenschaftlichen Pluralismus vorführte und propagierte, der Alleinvertretungsansprüchen wissenschaftlicher oder ideologischer Provenienz entschieden entgegentrat und schon thematisch Pluralität demonstrierte. So folgte der ersten Vorlesung über „Die Utopie in der Geschichte der Neuzeit“ – der gerade „linke“ Studenten in Scharen zuliefen – schon im Sommersemester 1968 ein Thema, das sich dezidiert von der allerorten verkündeten „Gesellschaftsrelevanz“ abhob und vielleicht bewußt altmodisch

formuliert war: „Schicksale des Christentums seit dem 17. Jahrhundert“, schließlich im Sommer 1969 die Keimzelle seines späteren Riesenwerks: „Grundlagen der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert“. In dieser Vorlesung behandelte Nipperdey intensiv bohrend zunächst die Erkenntnisproblematik, er entfaltete sodann die möglichen Fragestellungen und Methoden der historischen Interpretation, und er bekannte sich bei aller Modernität zugleich aber mit Nietzsche dazu, daß *aller* geschichtswissenschaftlichen Beschäftigung ein antiquarischer Zug innewohne. Nietzsche mochten die kritischen Studenten natürlich nicht folgen, doch Nipperdeys Hinweis auf Walter Benjamin, der die Reproduktion der Vergangenheit als Selbstzweck analysiert hatte, traf die Lektüreerfahrungen dieser Generation. Bis in sein späteres Werk blieb charakteristisch, daß er ebenso umfassende wie vorbehaltlose und zeitgemäße Grundlagenreflexion, die zu einem entschiedenen methodischen Bekenntnis und einem klaren Urteil führte, mit bejahter Tradition verband. Nipperdey beschränkte sich nie auf unfruchtbare und selbstgenügsame Methodendiskussion, sondern betrieb immer Prolegomena zum dann tatsächlich entfalteten historiographischen Werk. Die Methode hatte sich an der Sache zu bewähren – und ständig zu korrigieren; der Reichtum der Methoden diene dazu, dem Reichtum der Geschichte gerecht zu werden, wenn man sich nur auf sie einließ.

Ein leichter, den Studenten didaktisch entgegenkommender Dozent war er nicht. Seine Faszination als akademischer Lehrer lag in zupackender, radikaler Sachbezogenheit, in seinem hohen intellektuellen Anspruch, den er auf Studenten nicht anders als auf Kollegen erstreckte. Hielt man diesem nicht stand, so ließ er – der sich auch sonst Konventionen und bloße Höflichkeiten meist ersparte – deutlich durchblicken, daß er Zeitverschwendung nicht schätzte. Nicht jeder, der gern an seinen Lehrveranstaltungen teilnahm, meldete sich bei ihm zum Examen. Die Studentenvertretung startete gar eine Aktion mit der Frage, ob Nipperdey-Studenten dümmer seien, weil die Zensuren im Durchschnitt erheblich unter denen der anderen Prüfer lagen.

Schulbildend war er nicht – und wollte es zumindest damals auch nicht sein. Kaum je regte er Studenten zu Themen an, die im eigenen Forschungsbereich angesiedelt waren, insofern zwang er sie zur Selbständigkeit. Dies galt auch in einem sehr praktischen Sinn: Von „Ämterpatronage“ zugunsten eigener Schüler wollte er nichts wissen. Die beiden einzigen Schüler, die er in Berlin promovierte, Sten Nadolny und mich, arbeiteten auf anderen Feldern. Dennoch habe ich – trotz vieler anderer bedeutender Historiker, bei denen ich studierte – bei keinem stärker historisch denken gelernt als bei Thomas Nipperdey. Nie unterrichtete er nur einen Stoff, immer zwang er zum Begreifen, zum Verstehen, zum Erklären. Ließ man sich auf diese Anstrengung ein, war der Lohn groß. So zeitsparend-geschäftsmäßig er oft auch seine Beratungspflichten gegenüber Studenten abwickelte, so besaß er doch auch wieder Sinn für die Gemeinschaft der jüngeren und der schon etablierten Historiker, wie überhaupt sein Haus in der Zehlendorfer Katharinenstraße auch ein geselliger Mittelpunkt wurde. Einige seiner Schüler lud er im Winter auch ins familiäre Domizil im Berchtesgadener Land ein, er unterrichtete uns – theoretisch ausgezeichnet, praktisch weniger begabt – gar im Skilaufen. Den auf alle Gäste sich erstreckenden Pflichten, sei es nun Abwaschen oder Teppichklopfen im Schnee, entzog er sich nicht, immer aber mußte neben Gespräch und Spiel wissenschaftlich etwas geschafft werden, seien es auch nur Rezensionen. Jedes hatte seine Zeit, wenngleich die Arbeit bei ihm immer höchste Priorität besaß.

Den „Freunden der Berliner Jahre“, denen er, schon in München, einen Aufsatzband widmete, fühlte er sich nicht zuletzt durch die Hochschulpolitik verbunden. Als letzter Dekan der alten – „vorreformatorischen“ –, aber schon in Grabenkämpfen aufgeriebenen Philoso-

phischen Fakultät hatte er versucht, bei der Überleitung soviel wie möglich von seinen wissenschaftlichen Idealen zu retten. Als Thomas Nipperdey und Reinhard Elze, der im gleichen Jahr 1971 als Direktor des Deutschen Historischen Instituts nach Rom ging, Berlin verließen, spürten bei der Abschiedsveranstaltung des Friedrich-Meinecke-Instituts alle, daß nun eine Epoche der Institutsgeschichte zu Ende ging.

Leider ist Nipperdey nicht dazu gekommen, das Material über die Umbruchjahre der Freien Universität Berlin in eine größere Darstellung umzusetzen, das ich ihm damals für diesen Zweck zusammengestellt habe. Ein Lehrstück für die Selbstaufgabe, aber auch die Selbstbehauptung von Instituten der Philosophischen Fakultät wäre dieser Bericht gewiß geworden; den Vergleich mit der seit den sechziger Jahren vieldiskutierten kritischen Bestandsaufnahme professoralen Verhaltens während der NS-Diktatur hätte solche Universitätsgeschichte gewiß provoziert, gab es doch Opportunismus und Verblendung nicht allein nach 1933.

Jedenfalls kämpfte Nipperdey während der Studentenrevolte vehement gegen die Ideologisierung der Wissenschaft, aber auch des Geschichtsunterrichts. Sein Gutachten über die hessischen Rahmenrichtlinien zum Fach „Gesellschaftslehre“, 1974 unter dem Titel „Konflikt – Einzige Wahrheit der Gesellschaft?“ publiziert, bleibt als zeitgenössisches Dokument gegen manche damals beginnende Fehlentwicklung in der Kulturpolitik im allgemeinen und der Schulpolitik im besonderen lesenswert. Diese Texte legen mit anderen damals aus aktuellem Anlaß zum Thema „Wozu noch Geschichte?“ gehaltenen Vorträgen überdies Zeugnis ab, wie ein streitbarer Gelehrter seine Verantwortung in der Gesellschaft als entschiedener Verfechter der pluralistischen Demokratie ernst nahm. Nipperdey zeigte nicht allein die intellektuelle Unzulänglichkeit der den Richtlinien zugrundeliegenden gesellschaftstheoretischen Prämissen auf, sondern versuchte zugleich, um mit Wilhelm von Humboldt zu reden, die „Grenzen der Wirksamkeit des Staates“ im Bereich von Erziehung und Wissenschaft zu bestimmen. Betonte er hier die Verantwortlichkeit der Politiker und der Gelehrten, so verteidigte er ebenso in der gemeinsam mit Ludwig Schmutge verfaßten Auftragsschrift über die DFG, „50 Jahre forschungsförderung in deutschland. ein abriss der geschichte der deutschen forschungsgemeinschaft 1920–1970“, die Selbstverwaltung der Wissenschaft – nur in der Kleinschreibung des Titels gab er den radikalsten „Bildungsreformern“ dieser Jahre nach.

Nach dem Wechsel an die Ludwig-Maximilians-Universität in München blieb Nipperdey zwar noch in der Hochschul- und Bildungspolitik engagiert, zum Beispiel als einer der Vorsitzenden des „Bundes Freiheit der Wissenschaft“, übernahm auch noch einmal das Dekanat, doch seit Mitte der siebziger Jahre zog er sich von diesen und anderen Pflichten mehr und mehr zurück: „Bis fünfzig kann man so etwas noch machen“, so charakterisierte er ohne Umschweife seine Haltung gegenüber Ehrenämtern bzw. ausufernden wissenschaftsorganisatorischen Aufgaben; jedenfalls waren nach Nipperdeys Meinung mit ihnen große individuelle Forschungsleistungen kaum möglich. Seine eigene Entscheidung, die seine letzten eineinhalb Lebensjahrzehnte zunehmend bestimmte, war klar – auch als er 1986 die Anfrage erhielt, ob er gegebenenfalls bereit sei, die Leitung des Deutschen Historischen Instituts in Washington zu übernehmen: Er entschied sich für das Bücherschreiben. Dabei war er kein behender, eleganter Schreiber und Stilist, in dieser Hinsicht tat er sich eher schwer. Er rang mit dem Stoff, er rang mit der Sprache, entwickelte zwar eine eigene, unverwechselbare Prosa, doch keine leichtfüßige, sondern eine sich intellektuell abarbeitende, auf den Begriff gebrachte, die nicht zufällig durch die Dominanz des Substantivs und das Zurücktretens des Verbs charakterisiert ist: handschriftlich und diktierend zunächst, dann bear-



beitend, überarbeitend – von moderner „Textverarbeitung“ war er weit entfernt. Über die Vergangenheit schreibend, eignete er sich diese erst an, das Schreiben war Teil eines mühseligen Erkenntnisprozesses: Um so staunenswerter sind die 2700 Seiten über das 19. Jahrhundert, die dieser Ethiker der Leistung schuf. Auch wenn ein solches Werk nicht ohne umfassende Aufnahme der Forschung und Hilfe anderer möglich war, so zeichnet es sich doch dadurch aus, daß die ungeheuren Stoffmassen durch seinen analytischen Verstand gesichtet, gefiltert, mit einem Wort: begriffen worden sind.

Der Weg nach innen, die Entscheidung, sein Leben im größtmöglichen Ausmaß dem Werk über das 19. Jahrhundert zu widmen, entsprach lang gehegter Lebensplanung, wie sie in den frühen Studien, aber auch den Lehrveranstaltungen sichtbar wurde. Sie entsprach aber auch dem entschiedenen Willen, kein bloßer Programmierer, kein Verfasser kleinerer, wenn auch wegweisender Studien bleiben zu wollen. Bis zur Publikation des ersten Bandes über das 19. Jahrhundert 1983 hatte Nipperdey außer dem Werk zur Parteiengeschichte ausschließlich Aufsätze verfaßt, insgesamt ein qualitativ außerordentlich hochstehendes, nicht aber sehr umfangreiches Oeuvre.

Unter seinen Aufsätzen der sechziger und siebziger Jahre befinden sich allerdings einige so gehaltvolle Studien, daß aufgrund ihrer Konzeption und ihres Stoffreichtums durchaus Bücher hätten entstehen können. Dies gilt insbesondere für seine drei Lieblingsaufsätze „Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland im 19. Jahrhundert“ (1968), „Volksschule und Revolution im Vormärz“ (1968) sowie „Verein als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert“ (1972), mit denen Nipperdey – wie er zu Recht und selbstbewußt bemerkte – Neuland erschloß. Er verfaßte Meisterstücke einer ebenso reflektierend-analytischen wie gehaltvoll aus reichen Materialien wählenden modernen Geschichtsschreibung, für die die Charakterisierung „neohistoristisch“ nichts als irreführende Polemik ist. Diese Studien bildeten zugleich die ersten eindrucksvollen Realisierungen seines Ziels, die anthropologische Dimension in die Geschichtsschreibung einzubringen und „Sozialgeschichte der Ideen“ in einer sich auf den Zeitgeist einlassenden *verstehenden* Phänomenologie und einer retrospektiv *erklärenden* historischen Sozialwissenschaft zu kondensieren. Diese heute noch modernen und gleichwohl schon klassischen Studien übten nachhaltige Wirkung auf die Geschichtswissenschaft aus und regten ihrerseits zahlreiche weitere Forschungen an.

Aufgrund dieser innovativen Leistung traten andere, auf ihre Art nicht weniger gelungene Aufsätze in den Hintergrund, zum Beispiel über „Die Funktion der Utopie im politischen Denken der Neuzeit“, „Interessenverbände und Parteien in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg“, „Der Föderalismus in der deutschen Geschichte“ und vor allem die tiefeschürfende zeitgeschichtliche Ortsbestimmung „1933 und die Kontinuität in der deutschen Geschichte“, die er 1981 in seinem Beitrag zum Colloquium des Instituts für Zeitgeschichte über den „deutschen Sonderweg“ fortführte. In all diesen Betrachtungen zeigte sich, daß Nipperdey, auch wenn er über Einzelprobleme handelte, immer die großen Zusammenhänge der neueren deutschen Geschichte, ihre aktuellen politischen Implikationen, aber auch die spezifische Methodenproblematik geisteswissenschaftlicher Interpretation im Blick hatte. Dieser weite Horizont zeichnet auch die beiden Prunkstücke unter seinen Rezensionen der Werke anderer Historiker aus, die er – stets ein eifriger Rezensent – seinerseits zu Abhandlungen gestaltete, die kein Gegenstück in der zeitgenössischen historiographischen Kritik haben. Die erste dieser großen Besprechungen gilt den Werken Ernst Noltes zur Phänomenologie des Faschismus für die *Historische Zeitschrift*, die, eher einem Zufall entsprungen, bis heute die wohl eingehendste Würdigung der Ende der sechziger Jahre vorlie-

genden Nolteschen Werke darstellt. Auf ganz andere Weise setzte sich Nipperdey in seinem ureigensten Forschungsfeld mit kritisch-witzigem „Biß“ auf höchstem Niveau mit einem seiner schärfsten historiographischen Antipoden auseinander: „Wehlers ‚Kaiserreich‘“ (1975), allein im knappen Titel so vielsagend, wie zwei Worte nur sein können.

Schon früh neigte Thomas Nipperdey dazu, das Erarbeitete sichtbar zu bewahren. In drei Aufsatzbänden mit dreiunddreißig Beiträgen hat er die hier erwähnten und einige andere Studien gesammelt publiziert: „Reformation, Revolution, Utopie. Studien zum 16. Jahrhundert“ (1975), „Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte“ (1976), schließlich „Nachdenken über die deutsche Geschichte. Essays“ (1986). In dieser Sammlung finden sich neben spezielleren auch allgemeinere Reflexionen, zum Beispiel über die „Aktualität des Mittelalters“ oder „Die deutsche Einheit in historischer Perspektive“, wie überhaupt Nipperdey zu denjenigen deutschen Historikern gehörte, die nie die Kategorie des Nationalen aus dem Auge verloren und die sich nach 1989/90 nicht ihrer in den Jahren davor geäußerten Ansichten über die deutsche Einheit zu schämen brauchten. So sagte Nipperdey 1985: „Die fehlende nationale Identität hat ihren Preis. Sie ist der Grund für die politische Labilität unserer politischen Kultur und unseres seelischen und intellektuellen Gleichgewichts, für die Krisen- und Moden- und Hysterieanfälligkeit, für die seltsame Mischung von Unbehagen, Weltangst, Welttrauer einerseits und realem Wohlergehen, relativem Glück andererseits, für die fast einmalige Verschärfung des Generationenkonflikts und die Radikalität des Wertewandels . . . für die moralisierten Absolutheitsansprüche, für die Erosion des demokratischen Grundkonsens . . . Das ist der lange Schatten des Verlusts der Nation.“ Und nur konsequent war es, daß Nipperdey im Sommer 1990 auf der Wartburg eine Rede hielt, die – am 13. Juli 1990 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung abgedruckt – den Titel trug: „Die Deutschen wollen und dürfen eine Nation sein. Wider die Arroganz der Postnationalen.“

Auch in dieser zentralen Problematik der deutschen Nachkriegsgeschichte bewährte sich bei ihm die – leider nicht oft anzutreffende – Tugend des Historikers, durch historische Fundierung des Urteils die Gefahr zu vermindern, allzu schnell in den Sog modischer Trends zu geraten. Diese Voraussetzung intellektueller Selbständigkeit bewahrte Nipperdey auch im sog. Historikerstreit, der in erster Linie eine kulturpolitische Auseinandersetzung gewesen ist. In der „Zeit“ vom 17. Oktober 1986 wandte er sich dagegen, „wissenschaftliche Aussagen und ihre Erkenntnisleistung an ihrer behaupteten politischen ‚Funktion‘ zu messen“. Er kritisierte einmal mehr die „Historie der Staatsanwälte und Richter“, die „Erkenntnis der Vergangenheit“ mehr verstelle als fördere. Er gemahnte an das „Gebot pluralistischer Wissenschaftsmoral“, kritisierte die Habermasschen „Feindbildphantasien“ und gelangte zu dem Schluß: Wir brauchen die „Tugenden der Historie: Nüchternheit und Distanz, brauchen den Pluralismus jenseits des moralischen Verdachts und der politischen Parteinahmen. Wir brauchen den Pragmatismus gegen moralischen Absolutismus, und gerade in moralischer Absicht.“

Wo er es für notwendig hielt, hat Nipperdey auch in seinen späteren Jahren dezidiert Stellung genommen, immer aber war er darum bemüht, doch noch das Gespräch in Gang zu halten. Als er Wehlers Gesellschaftsgeschichte rezensierte, las er dessen Pamphlet zum Historikerstreit nach eigenen Angaben vorher nicht, um fair zu bleiben – solche Haltung erklärt vielleicht seine im Vergleich zu „Wehlers ‚Kaiserreich‘“ ausgesprochen nachsichtig ausgefallene Rezension.

Diese Milde demonstrierte seinen später stärker werdenden Wunsch, in der Geschichtswissenschaft ausgleichend zu wirken, die Einheit der „Zunft“ zu bewahren. Da die Realisie-

zung solcher wohlmeinenden Absichten eine allgemeine Bereitschaft dazu voraussetzt, mußte die Hoffnung zwangsläufig trügerisch bleiben. Für Nipperdey aber hieß das wohl nicht zuletzt, das eigene Pluralismusgebot ernst zu nehmen. So erklärt sich, warum er gemeinsam mit dem Beck-Verlag aus Anlaß des Erscheinens des zweiten Bandes seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts während des Bochumer Historiker-Tags 1990 – von Krankheit schon schwer gezeichnet und auf den Rollstuhl angewiesen – zu einem festlichen, doch angesichts seiner Erkrankung auch bedrückenden Mittagessen einlud, bei dem nicht wenige der Repräsentanten ausgesprochen gegensätzlicher, sich alles andere als freundlich gesonnener Richtungen des Fachs erschienen. Diese Veranstaltung dokumentierte einerseits die von ihm gewünschte richtungsüberschreitende Anerkennung, der sich Nipperdey in der Geschichtswissenschaft erfreute, andererseits setzte sie ein Zeichen, wie sehr dieser zuzeiten so streitbare Historiker letztlich auf Ausgleich bedacht war, wie sehr er, der sich um Verbindlichkeit zeitlebens nie sehr bemüht hatte, nun in Form des Gastmahls Verbindlichkeit übte. Thomas Nipperdeys eindringlich mahnende Tischrede, sein abendlicher Abschlußvortrag auf dem Historikertag mit dem bezeichnenden Titel „Die Einheit und die Vielfalt“ wurden allgemein als sehr persönliches wissenschaftsmethodisches und fachpolitisches Vermächtnis empfunden. Aber wie es bei derartigen Appellen zu geschehen pflegt: Die Zustimmung ist groß, die Konsequenzen sind gering. Tatsächlich ist die Geschichtswissenschaft inzwischen so pluralisiert – im guten wie im nachteiligen Sinne –, daß das Fach auch im Teilbereich der Neueren Geschichte nicht mehr wenige, sondern vergleichsweise viele Leitfiguren hat, die – und das ist das Entscheidende –, nicht allein für unterschiedliches, sondern für gegensätzliches Wissenschaftsverständnis stehen: Hier ausgleichen zu wollen, ist, wenn überhaupt, nur auf Kosten der Eindeutigkeit, der argumentativen Stringenz möglich. Auch die Wissenschaften werden inzwischen durch die Struktur der gesellschaftlichen Antagonismen beherrscht, nicht durch die Ideale der Gemeinschaft.

Thomas Nipperdey hatte, je mehr er sich auf sein Werk zum 19. Jahrhundert konzentrierte, in gewissem Sinne Abstand gewonnen. Dazu trug sicher bei, daß er, der noch bis in seine Berliner Jahre hinein wenig gereist war, außer England kaum ein europäisches Land selbst gesehen hatte, mit Mitte vierzig geradezu zur systematisch-encyklopädischen Bestandsaufnahme der Welt ansetzte. Ausgedehnte Vortragsreisen führten ihn in so viele Teile der Welt, daß er schließlich mehr von ihr sah als fast alle seiner Kollegen. Diese Reisen wurden wissenschaftlich ökonomisch geplant, hatte er sich doch vorgenommen, nie mehr als vier Vorträge im Jahr neu zu erarbeiten, um sich nicht über Gebühr von seinem Hauptwerk abhalten zu lassen. Dabei ließ er sich nie darauf ein, über Themen zu sprechen, die von den eigenen Forschungen wegführten. Am „Tag des nationalen sozialen Protests“ in Chile sprach er etwa unbeirrt über „Luther und die Bildung der Deutschen“. Auf diese Weise reiste er nach Nordamerika, nach Lateinamerika, nach Asien, natürlich auch in die meisten europäischen Länder.

Von den USA war er, seit seinem ersten Gastaufenthalt als Mitglied des berühmten Instituts for Advanced Study in Princeton 1970/71, fasziniert, hier fand er eine beschauliche Gelehrtenwelt bedeutender Geister vor, die ihn nie mehr losließ. Dieser erste Amerikaaufenthalt tat auch insofern seine Wirkung, als er ihn gegen die pseudointellektuelle Amerikakritik dieser Jahre, die einerseits durch die marxistische Kapitalismuskritik, andererseits durch die erhitzte Polemik gegen das amerikanische Engagement in Vietnam gespeist war, in seiner Amerikafreundlichkeit bestärkte. Noch zwei weitere Male wurde Nipperdey Mitglied des Instituts in Princeton: 1978/79 und 1984/85. Schließlich folgte eine weitere amerikanische Einladung, dieses Mal ins kalifornische Stanford, wo er 1988/89 längere Zeit zu Gast war.

Unverkennbar fühlte sich Nipperdey stärker zur angelsächsischen als zur romanischen Welt hingezogen. Ihr Humor hatte es dem Freund witziger Anekdoten, des zugleich gelehrten wie lockeren Gesprächs, angetan, seit er mit ihr als Student in erste Berührung gekommen war; so war es nur konsequent, daß er 1974/75 zwei Trimester als Fellow des St. Antony's College in Oxford verbrachte.

Dienten die längeren Auslandsaufenthalte in erster Linie der ungestörten wissenschaftlichen Arbeit, so die Reisen als Bildungsreisen im wörtlichsten Sinn. Wer es erlebt hat, wie er – beispielsweise bei einem Besuch in Oxford 1986 – mit einem alten Baedeker „bewaffnet“, in größter Effektivität in zwei Tagen all das in der Umgebung sehen wollte, was er elf Jahre zuvor während seiner eigenen Gastprofessur nicht hatte sehen können, war von diesem zielgerichteten enzyklopädischen Bildungshunger frappiert – frappiert aber zugleich, weil hier ein Bildungstourist mit knapp bemessener Zeit unterwegs war, der eigentlich kein Mann der Anschauung war, sondern zeitlebens viel stärker vom Intellekt als vom Sinn geprägt blieb: Insofern war Nipperdey alles andere als ein Mensch ästhetischen Genießens, der sich ohne Zweck dem Verweilen hingeben konnte.

Dies überrascht insofern, als Nipperdey sich eindrucksvoll auch mit dem Verhältnis von Bürgertum und Kunst befaßte, nicht allein in seinem Hauptwerk, sondern auch in Essays. Zu nennen sind hier „Wie das Bürgertum die Moderne fand“ (1988) und die Annual Lecture des Deutschen Historischen Instituts London 1989 „The Rise of the Arts in Modern Society“. Kann man ein unsinnliches Verhältnis zur Kunst haben? Offenbar, wenn es ein gelehrtes ist.

Dieser entschiedene, unbeirrbar Wille, die Geschichte in all ihren Dimensionen enzyklopädisch zu erfassen, zählt zu den Grundzügen der dreibändigen ‚Geschichte des 19. Jahrhunderts‘, seines Hauptwerks, das allein schon in der verarbeiteten Materialfülle eine außergewöhnliche Leistung darstellt, noch mehr aber eben in der thematischen Vielfalt, die von den anthropologischen Grundgegebenheiten des Daseins und dem Alltag von Leben und Arbeiten über die politischen Entwicklungen bis zu Religion, Ideen, Wissenschaft, Kunst und der allgemeinen Kulturgeschichte reicht. Nur ganz wenige Historiker vermögen ein solches Spektrum auch nur zu überblicken, in der Zeit der „Gesellschaftsgeschichte“ und der „Alltagsgeschichte“ sind allein schon die Kenner selbst zentraler Bereiche der Politikgeschichte, mehr noch die der Kulturgeschichte, rar geworden; die Kultur des 19. Jahrhunderts kannte keiner besser als Nipperdey.

Die Einsicht, nur in der Vielfalt die Geschichte angemessen erfassen zu können, setzte er in diesen drei Bänden mit einer Zähigkeit um, die ihresgleichen sucht. Das pluralistische Credo dominierte dieses Werk, bewirkte einerseits den von Band zu Band immer mehr ausufernden Stoffreichtum, andererseits, daß Nipperdey über alle Grenzen von historischen Teildisziplinen und Richtungen hinweg wissenschaftlicher Gesprächspartner blieb. Die zunehmende Tendenz zum Ausgleich des Gegensätzlichen, zur Aufhebung des intellektuellen Dissenses in der enzyklopädisch ausgemessenen Vielfalt, kennzeichnet auch sein Hauptwerk. Diese Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert ist nicht allein deshalb vollständiger als die Werke Treitschkes und Schnabels, weil Nipperdey den gesamten Zeitraum bis zum Ersten Weltkrieg behandelt, sondern auch aufgrund der Thematik, die sich auf Bereiche erstreckt, die die beiden Vorgänger als historische Problemstellung noch gar nicht im Blick hatten.

Natürlich profitierte Nipperdey davon, daß er diese Vorgänger hatte, ihre Grenzen kannte, sich zugleich aber auch von „ganzheitlichen“ Deutungen des 19. Jahrhunderts anregen ließ. Hierzu gehörten beispielsweise nach Gervinus' „Einleitung ins 19. Jahrhundert“, Ru-

dolf Kassners „Das neunzehnte Jahrhundert. Ausdruck und Größe“, Dolf Sternbergers „Panorama oder Ansichten vom 19. Jahrhundert“ sowie „Gerechtigkeit für das neunzehnte Jahrhundert“. Hinzu traten Werke wie Charles Morazés „Das Gesicht des 19. Jahrhunderts“, die Deutschen Geschichten von Golo Mann und Hajo Holborn, und – nicht zu vergessen – Ernst Rudolf Hubers umfassende Verfassungsgeschichte, schließlich eine erdrückende Zahl wichtiger moderner Spezialuntersuchungen.

Wie ist unter diesen Umständen die Einheit in der Vielfalt zu bewahren, wie kann überhaupt noch ein strukturiertes Bild gewonnen werden? Es unterliegt keinem Zweifel, daß Nipperdey zu den wenigen Historikern unserer Zeit gehörte, die die Kraft zur großen Synthese aufbringen. Trotzdem merkt man auch seinem Hauptwerk von Band zu Band an, wie er mit diesem Problem rang.

Nipperdeys Überzeugung, nur die Interdependenz der Teilbereiche erkläre das Einzelne aus dem Ganzen und das Ganze aus dem Einzelnen, bindet letztlich auch das Disparate, wenn dieser Interpretationsansatz konsequent befolgt wird. Naturgemäß wirkt sein Hauptwerk weniger geschlossen als die großen Aufsätze, doch halfen seine wissenschaftlichen Maximen, das ungeheure Material zu bündeln. Dabei überrascht bei einem historiographisch so intensiv reflektierenden Historiker, daß er selbst in dem das Meisterwerk bildenden ersten Band sofort *medias in res* geht. Dies gilt nicht allein wegen des viel zitierten, den Leser sofort packenden (und mich dennoch nicht überzeugenden) ersten Satzes: „Am Anfang war Napoleon“, mit dem er so konzentriert wie möglich beginnt, ohne sich wie Treitschke oder Schnabel weit zurückgreifenden Betrachtungen über die „Grundtatsachen der deutschen Geschichte“ hinzugeben. Überraschend ist dieses Verfahren noch aus einem anderen Grund: Seit den sechziger Jahren wurde es Mode, daß moderne Historiker ihre Bücher mit langen methodischen Erörterungen einleiteten – die dann nur selten Spuren im Werk selbst hinterließen, sondern aufgepfropft wirkten. Nipperdey hatte das nicht nötig. Es fehlt seinem Hauptwerk jegliche methodische Einleitung, aber das Werk selbst zeugt, nicht zuletzt wegen der Fähigkeit, grundlegende Phänomene oft in einprägsamen Formulierungen auf wenigen Seiten zu kondensieren, durchgängig von singulärem Reflexionsniveau in der Interpretation der Sache. In den mehr als achthundert Seiten des ersten Bandes erreichte Nipperdey in dieser Hinsicht ein Niveau, das nicht zu übertreffen und nur schwer über 2700 Seiten durchzuhalten war. Dies führte auch dazu, daß der Aufbau in den folgenden Bänden gelegentlich etwas schematisch geriet und angesichts der einerseits strukturanalytischen, andererseits enzyklopädischen Anlage ein erzählerisches Kontinuum nicht gewonnen werden konnte.

Hier liegt insofern ein bemerkenswerter Tatbestand vor, als Thomas Nipperdey selbst sich – in Ablehnung der Polemik gegen „narrative“ Geschichtsschreibung – zur Erzählung bekannte. Immer wieder ging er gegen die eigene Neigung zur auf den Begriff bringenden Analyse an und rief sich gleichsam beschwörend zu: „Das wollen wir nun erzählen“. Auch wenn fast alle Rezensenten dieser Selbsteinschätzung gefolgt sind und sein Hauptwerk als eines der unter den neueren Historikern seltenen Exempel erzählender Historiographie einstufen, muß doch gesagt werden: Das Nipperdeysche Oeuvre ist genau dies nicht.

Diese Einschätzung nimmt seinem Hauptwerk nichts von seinem Rang, ist auch keineswegs nur Ausdruck der von Nipperdey bevorzugten Methode. Vielmehr liegt ihm die Tatsache zugrunde, daß Nipperdey eben ein sehr moderner Historiker war, der die Umbrüche unseres Jahrhunderts so intensiv erfahren und durchdacht, Bedingungen und Bedingtheiten historischer Aussagen derart reflektiert hatte, daß ihm eher die Rolle des Analytikers als des Erzählers in der Geschichtsschreibung gemäß war – nachdem die neuere deutsche Ge-

schichtwissenschaft zumindest nach der NS-Diktatur nicht mehr Teil einer relativ intakten bürgerlichen Bildungswelt war, die Geschichtsschreibung als Literatur las und verstand. Insofern ist der Hinweis auf manche strukturellen Analogien der Werke von Nipperdey und der seines Antipoden Wehler so abwegig nicht, wie Nipperdey dies empfand. Er ärgerte sich über diesen Vergleich, weil er nur einen Aspekt trifft und fundamentale Unterschiede vernachlässigt. Jedenfalls liegt hier, jenseits der literarisch-schriftstellerischen Begabung und Neigung einzelner Historiker, in der Tat historiographisches Problem. Es beweist einmal mehr, wie sehr auch große Werke der Geschichtsschreibung, bei allem gerade für Nipperdey charakteristischen Willen zur Gerechtigkeit, in der eigenen Zeit stehen.

Aber wenn man noch heute sagen kann, daß auch die unvollendete Geschichte des 19. Jahrhunderts von Franz Schnabel unverändert hohen intellektuellen Genuß bringt, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Nipperdey, dem die Gnade eines erfüllten Alters nicht vergönnt war, die wohl in Generationen nicht zu übertreffende, für lange Zeit gültige „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ geschaffen hat, ein historisches Gemälde aus der Gegenwart für die Gegenwart gemalt, aber mit Hingabe dem 19. Jahrhundert gerecht werdend. Thomas Nipperdey war einer der großen Geschichtsschreiber unserer Zeit. Erkennen wir dankbar an, was er uns unter äußerster Anspannung gegeben hat. Es war viel, sehr viel.